2

Sie fertig ...? (Hamburg, 2002)

Mann, Mann, Mann, denke ich, der erste Satz ist doch wichtig. In der Liebe wie in der Literatur. Doch der erste Satz funktioniert nicht, kein Stück. Er ist nicht kurz. Er ist nicht knackig. Er sagt nicht einmal etwas Ungewöhnliches in gewöhnlichen Worten.

»Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Anwesende, ich begrüße Sie alle recht herzlich, hier im schönen Stockholm, wo wir uns heute versammelt haben, um ...« Falls es der König von Schweden beabsichtigt hatte, seine Zuhörer mit dem ersten Satz wie mit einem Lasso einzufangen, es ist ihm missglückt.

Wir wissen doch, denke ich, wo wir sind. Und weshalb. Seit Wochen berichtet die Presse. Es steht auf den Plakaten am Eingang. Es ist auch auf den Einladungskarten aus büttengeschöpftem Papier zu lesen, die uns dein Sekretär zuschickte, angeblich von dir handgeschrieben. Zittrige Handschrift übrigens. Nach dem Besuch im Sex-Club unterzeichnet? Ach, egal. Wir wissen das jedenfalls alles, mach hin.

Irgendwann hebt der König seine Stimme ein wenig. In Wahrheit redet er zwar erst knapp zehn Minuten über die Macht der Literatur, doch mir kommt es vor, als wären meine Zehennägel zwei Zentimeter gewachsen.

»Literatur«, sagt der König, »ist eine Einladung, fremde Lebenswelten zu bereisen.«

Ach echt, ist das so, Hochwohlgeboren?

»Dadurch«, fährt der Regent fort, »eröffnet sich die Möglichkeit, nicht nur andere Menschen, sondern auch sich selbst besser kennenzulernen.«

Na, Dank für diesen Hinweis, Ihre Majestät. Wäre es nicht das Mindeste zu behaupten und auch eleganter formuliert, dass man aus sich heraus tritt, um sich selbst anzusehen?

»Denn Literatur spielt mit Wirklichkeiten, spannt einen Bogen, wo vorher keiner war.«

Is' nich' wahr, geschätzter Monarch. Vermutlich haben Deine Redenschreiber auch noch das Zitat von Umberto Eco eingefügt, dass Lesen eine Unsterblichkeit nach hinten ist.

Aber ich bin ungerecht. Erstens ist es ja nicht ohne Ironie, dass ausgerechnet Carl XVI. Gustaf den Nobelpreis für Literatur überreicht, ein knallharter Legastheniker. Dazu passt, dass er das, wovon er kaum Ahnung hat, in dieser putzigen Sprache preist, voller Äs und Ös und Üs, voller Ks und Vs und Ls. Die Institution, welcher der König vorsteht, heißt in der Landessprache *Kungahus*. Klingt das nach mit Juwelen besetzten Kronen, Mätressen, willkürlichen Hinrichtungen? Eher nach einem Türstopper von Ikea. Zweitens fehlt das Zitat. Und drittens kommt jetzt der schönste Moment.

»In diesem Jahr«, sagt der Monarch und seine Stimme klingt mit einem Mal salbungsvoll, »ehren wir einen Schriftsteller, der schon im Alter von siebzehn Jahren für eine Kurzgeschichte ausgezeichnet wurde. Dessen Romane präzise Zeitgenossenschaft beweisen, aber weit über die reine, schnell vergessene Aktualität hinausreichen. Ja, ich möchte sagen, die allgemeingültig sind, ihre eigene aufgeklappte Welt.«

Immerhin, die erste hübsche Formulierung.

»Und darüber hinaus verfasst in einem Stil, der automatisch jeden in den Bann zieht, die Hausfrau wie den Literaturwissenschaftler. So geht der Preis, und ich könnte mir keinen würdigeren Vertreter vorstellen, in diesem Jahr ...«

Er macht eine kurze, wie ich finde, dramaturgisch komplett überflüssige Pause.

»an ...«

Noch so eine Pause.

»Jan ...«

Yeah, ergänze ich in Gedanken. Jan fuckin' ...

Die dritte Pause erscheint mir endlos. Hat er meinen Namen vergessen?

»... Kevlar.«

Aber ganz genau. Mein Name geht dem König leicht über die Zunge. Kein Wunder, es kommt ein K vor, ein V und ein L.

Mit angemessener Verzögerung erhebe ich mich. Knöpfe in aller Ruhe das Oberteil meines Fracks zu, eine Sonderanfertigung von Dries van Noten. Richte noch einmal die weiße Schleife, obwohl sie perfekt sitzt. Gehe langsam, vorbei an den rechts und links sitzenden Ehrengästen, in Richtung Treppe.

Kaum wahrnehmbar wippt der Boden unter meinen Füßen. Keine Ahnung, woher ich weiß, dass diese Dielen aus handpolierter Eiche sind, kürzlich einen hässlichen blauen Teppichboden ersetzt, ich weiß es. Die sieben Stufen nehme ich lässig, aber der Wucht des Augenblicks angemessen. Vor meinem inneren Auge sehe ich die Hand, die auf den Startknopf der Druckmaschinen haut, um die nächste Auflage zu produzieren, sehe Aufkleber auf dem Cover, *Literaturnobelpreis*, sehe Schaufenster mit Buchstapeln und meinem Foto, dem schwarz-weißen, das mit dem einen hochgezogenen Mundwinkel, skeptisch, aber wohlwollend. Dann stehe ich auf der Bühne.

Beifall brandet auf, als der König mir seine rechte Hand reicht und die linke meinen Unterarm berührt. Ein Griff, Freude, wahre Sympathie symbolisierend. Wir drehen uns so, dass wir beide das Publikum ins Visier nehmen. Der Beifall wird stärker, enthusiastischer.

Ich lächle, als ich die in mattschwarzes Leder gebundene Mappe auf dem blumengeschmückten Podest entdecke. In ihr wohl die Ur-

kunde. Daneben, schon geöffnet, die mit gelbem Samt ausgeschlagenen Schatulle, darin die 200 Gramm schwere Medaille aus 18-karätigem Gold, überzogen mit 24-karätigem. Der Beifall hört einfach nicht auf.

Der König greift nach Ledermappe und Schatulle. Das sofort einsetzende Blitzlichtgewitter der Fotografenmeute hinter den Absperrgittern stört mich nicht, im Gegenteil. Ich bekomme eine Gänsehaut, spüre Adrenalin in meiner Blutbahn.

Das Preisgeld wird natürlich, noblesse oblige, mit keiner Silbe erwähnt. Jeder hier im Saal kennt die Summe von zehn Millionen schwedischer Kronen, umgerechnet gut eine Million Euro. Trotzdem muss ich mich zusammenreißen, um meine rechte Hand nicht zur Faust zu ballen, sie nicht gen Himmel zu stoßen.

Stattdessen knie ich nieder. Demut, so verlogen sie sein mag, kommt immer gut. Ich weiß, dieses Bild wird in wenigen Minuten im Internet zu sehen sein, später im Fernsehen, morgen die Titelblätter aller Tageszeitungen weltweit schmücken. Als ich mich wieder erhebe, schüttelt mir der König, obwohl vom Protokoll nicht vorgesehen, erneut die Hand, offensichtlich gerührt.

Ich beuge mich hinter das Podest. Das kopierte Manuskript meiner Rede liegt in einem Fach, aber ich trage das Original bei mir, welches ich jetzt wie nebenbei aus der Innentasche meines Fracks hervorhole.

Ich räuspere mich. »Ihre Königliche Hoheit, vielen Dank für diese so bewegende Rede, die, gehalten von einem Menschen, wie sie es sind, ich nur als Kompliment verstehe. Verehrte Exzellenzen, geschätzte Mitglieder der Akademie, meine Damen und Herren! Es ist eine große Ehre für mich, hier zu stehen, und ich möchte den heutigen Anlass nutzen, um ...«

Der Beginn ist betulich, um die Zuhörer in Sicherheit zu wiegen. Wer Sicherheit will, denke ich, sollte besser gar nicht geboren werden.

Während der ersten Sätze registriere ich aus dem Augenwinkel, dass sich in der dritten Reihe eine dunkelhaarige Frau leicht vorbeugt und tief einatmet. Ihr Dekolleté ist beeindruckend, eine schmale schattige Schlucht zwischen zwei Wölbungen, die den Stoff ihrer weißen Bluse herausfordern. Ich drehe meinen Kopf einige Millimeter in ihre Richtung. Sie hält meinem Blick stand. Sie weiß, dass ich jetzt weiß, dass sie keinen BH trägt, und schenkt mir ein Lächeln.

»Sie fertig?«

Ich schüttle den Kopf. Es geht gerade erst los, will ich sagen ...
Doch der Rücksturz ist gnadenlos.

Die mit Goldreliefs verzierten Fliesen, gegen die ich die dunkelhaarige, stoßweise atmende Frau in Gedanken drücke – sie lösen sich auf. Die weiße Bluse, an der inzwischen zwei Knöpfe fehlen, und die habe nicht ich abgerissen – sie verblasst. Die Reporter, der livrierte Fahrer, die Limousine mit den verdunkelten Scheiben – alles verschwindet schlagartig. Auch das Konzerthuset selbst – zack, weg.

Ersetzt wurde all das durch nikotinbraune, leicht fleckige Kacheln einer Herrentoilette im vierten Stockwerk eines roten Backsteingebäudes in Hamburg. Die Redaktion der Wochenzeitung *Der Schlüssel* hatte hier ihren Sitz.

Mit offener Hose stand Kevlar am Urinal.

»Sie fertig?«

Eine voluminöse afrikanische Reinigungskraft zerrte ihren Wagen voller Putzutensilien in den Raum. Ihr Kittel war vom gleichen Blau wie der Kloststein. Die Räder des Wagens klackerten über die Fugen.

Kevlar verschloss die Augen, verzog den Mund.

»Sie fertig, jetzt?«

Die Stimme bekam einen barschen Unterton. Ihr Drängen könnte Aufforderung zum Suizid sein, zum sich die Kehle durchzuschneiden, müsste sie dann nicht noch das Blut wegwischen.

Kevlar öffnete die Augen wieder und bezähmte sich, die bestimmt illegal eingewanderte, schon mehr als genug ausgebeutete Reinigungskraft gegen ihr Schienbein zu treten. Stattdessen schloss er seine Hose. Ein Tropfen ging daneben. Er wischte mit der Schuhsohle drüber und wechselte in den Vorraum, Hände waschen.

Mit Vierzig ist Schluss stand da neben dem Spiegel in Augenhöhe. Mit schwarzem Filzstift geschrieben. *Dann musst du dir etwas einfallen lassen.*

Außer ficken, hatte jemand darunter gekritzelt.

Lesen. Wandern. Minigolf. Empfahl ein Dritter.

Ich bin dreiundvierzig, dachte Kevlar. Und ja, ich bin fertig.